

**UNZUGEHÖRIG  
ÖSTERREICHER UND JUDEN NACH 1945  
RUTH BECKERMANN**

**LOECKER VERLAG  
WIEN 1989**

oder studierte, der ins KZ kam und dort unter gräßlichen Bedingungen zu Sklavenarbeit gezwungen war oder dem es gelang, aus Österreich zu flüchten. Für den Nazi gilt die gesamte Zeit vor seinem Eintritt in die SS als Pensionsersatzzeit. Für den Juden gibt es keine Ersatzzeit.«<sup>1</sup>

Im November 1987, zu einer Zeit, als die österreichischen Imagewerbungs-Kampagnen im westlichen Ausland auf Hochtouren liefen, wurde der Entwurf der 44. ASVG-Novelle, der eine Nachkaufmöglichkeit fehlender Pensionszeiten für jene Österreicher vorsah, die als Kinder oder Jugendliche flüchten mußten, von den Sozialpartnern (Arbeitgeber- und -nehmer-Verbände) abgelehnt. »Nichts gegen diese Leute«, betonte Arbeiterkammer-Pensionsexperte Helmut Ivansits vorsorglich, »aber bei Kindern zwischen eins und fünfzehn kann man einfach nicht sagen, daß ihnen ein Nachteil entstanden wäre.«<sup>2</sup> Sein Gegenstück von der Bundeswirtschaftskammer, Martin Myr, Leiter der Sozialpolitischen Abteilung, meinte: »Da frage ich mich wirklich, was die verfolgt gewesen sein sollen ... Außerdem haben diese Gruppen jetzt schon vieles geschenkt bekommen, wofür andere zahlen müssen.«<sup>3</sup>

So denken mit der Gnade der späten Geburt Gesegnete. Die Taktik der Gründerväter wird erfolgreich fortgeführt.

1 Karl Pfeifer, Oh du mein Österreich; in: Schomernik Nr. 8, Oktober 1987

2 Wochenpresse, Heft 39, 25. 9. 1987

3 Wochenpresse, Heft 39, 25. 9. 1987

Mein Leben ist mir zu kostbar,  
mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten,  
Binnen zu produzieren.  
Kurt Tucholsky

Wieso seid ihr hiergeblieben? Wieso seid ihr hierher zurückgekommen? fragen die Kinder der Überlebenden ihre Eltern. Wieso lebt ihr nach allem Entsetzlichen, was euch diese Menschen angetan haben, gerade unter ihnen?

Auch die Überlebenden selbst sind nicht frei von Schuldgefühlen, daß sie in einem Land der Täter leben und ihre Kinder und Enkel einer tendenziell antisemitischen Bevölkerung aussetzen.

Zu dem inneren Unbehagen und der Fremdheit in einer Umgebung, die keinen Versuch machte, den nationalsozialistischen Abschnitt in der Geschichte Österreichs aus der Perspektive seiner bevorzugten Opfer, der Juden, zu sehen, kam bis in die sechziger Jahre das Unverständnis, ja das Mißtrauen der jüdischen Gemeinden in anderen Ländern gegenüber Juden, die nach Auschwitz freiwillig in Deutschland und in Österreich lebten. Bei den Juden in aller Welt herrschte die Erwartung, daß Deutschland und Österreich – wie Spanien nach der Inquisition – mit einem Bann belegte Länder sein würden, in denen auf Jahrhunderte hinaus keine Juden leben würden. Am schärfsten betonten die zionistischen Organisationen diesen Standpunkt und ließen lange Zeit keine Vertreter der deutschen Juden an Zionistenkongressen

teilnehmen. Den Zionisten schien die Vorstellung, daß Juden ein anderes Land als Palästina als ihre Heimat ver- stehen würden, als Verrat und die Rückkehr von Juden nach Deutschland als größtmöglicher Verrat.<sup>1</sup>

Die Wiener jüdische Gemeinde definierte sich als Pro- visorium. Sie sah ihre Aufgabe darin, den etwa 5.000 Mit- gliedern, die zu einem großen Teil kranke, zerrüttete, arbeitsunfähige Menschen waren, soziale und religiöse Betreuung bis zu ihrer Weiterwanderung zukommen zu lassen. Die Instandsetzung der notwendigen Einrichtun- gen der Kultusgemeinde (rituelles Bad, Koscherküche, Synagoge), die vor 1938 aus den Kultussteuern der etwa 176.000 Mitglieder hatte erhalten werden können, war nun fast zur Gänze von der Unterstützung der jüdischen Hilfsorganisation *American Joint* abhängig, da sich die österreichischen Behörden weigerten, Budgetmittel zur Verfügung zu stellen. Die in Wien lebenden Juden rieten Verwandten und Freunden in anderen Ländern von einer Rückkehr ab; bei einer Abstimmung am 31. Jänner 1946 votierten über zwei Drittel der Wiener Juden für eine möglichst rasche Auswanderung aus Österreich und aus Europa. Etwa 1.000 von ihnen wollten nach Palästina gehen.<sup>2</sup>

Nach der Gründung des Staates Israel und der Massen- auswanderung der Juden, die in den DP-Lagern auf die- sen Tag gewartet hatten, stellte sich jedoch heraus, daß eine kleine und äußerst heterogene jüdische Gemeinde in Wien bestehen bleiben würde. Die Soziologin Friede- rike Wilder-Okladek ermittelte aus den in Yad Vashem

<sup>1</sup> Norbert Mühlen, *The Survivors. A Report on the Jews in Germany Today*, New York 1962, S. 13

<sup>2</sup> Robert Knight, »Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen«; Frankfurt 1988, S. 143

befindlichen Unterlagen, daß Ende 1945 3.955 Juden in Wien lebten. 1.977 Menschen hatten in Wien überlebt, sei es in *Mischeben*, als *Halbjuden* oder *Funktionsjuden*, wie die Nazis diejenigen zu nennen pflegten, deren De- portation vorerst aufgeschoben war. Lediglich 200 Juden, die keiner dieser *privilegierten* Gruppen angehör- ten, konnten in Wien im Untergrund überleben. 1.727 österreichische Juden, die aus Konzentrationslagern be- freit worden waren, hielten sich in Wien auf, und aus dem Ausland waren zu diesem Zeitpunkt 251 Juden zurückgekehrt.<sup>1</sup>

Bei der ersten Zählung, welche die Kultusgemeinde 1946 durchführte, kam sie auf einen Mitgliederstand von 6.428 Juden. Etwa in dieser Größenordnung blieb die Zahl der Gemeindeglieder bis heute. Allerdings fluk- tuierten die Mitglieder bis Ende der fünfziger Jahre sehr stark. Manche Emigranten, die zurückgekehrt waren, verließen Österreich nach einiger Zeit wieder. Manche osteuropäischen Juden aus österreichischen DP-Lagern gingen nach Israel, konnten sich dort nicht zurechtfin- den, kehrten zurück und versuchten, sich in Österreich ein Leben aufzubauen.

Polnische, rumänische und ungarische Juden, die auch als Flüchtlinge vor dem Stalinismus in Österreich geblieben waren, bilden heute die Mehrheit der Mitglie- der der Kultusgemeinde. Allgemein wird die jüdische Bevölkerung Wiens auf etwa 8.000 Personen geschätzt. Sie hat sich in jüngster Zeit um etwa 5.000 russische Juden vermehrt, die in Österreich eingebürgert wurden, jedoch nur zu einem geringen Teil der Kultusgemeinde beitraten.

<sup>1</sup> Friederike Wilder-Okladek, *The Return Movement of Jews to Austria after the Second World War*; Den Haag 1969, S. 114

Laut Wilder-Okladek kamen von 126.500 jüdischen Emigranten aus Österreich rund 4.500 zurück,<sup>1</sup> davon sehr wenige aus den USA, relativ viele aus Palästina/Israel. Der Wunsch zurückzukehren war am stärksten bei Flüchtlingen, die sich, wie etwa in Schanghai, Karaganda und Mauritius, wegen des ungewohnten Klimas und der fremden Kultur nicht integrieren konnten. Aber auch unter günstigeren Bedingungen in Aufnahmeländern wie den USA, Australien und Kanada hatten die österreichischen Flüchtlinge mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als die deutschen. Deutsche Juden konnten bis 1935 nach Deutschland reisen, um ihr Eigentum zu liquidieren. Außerdem durften sie eine Summe von 30.000 – 50.000 DM pro Familie nach Übersee transferieren. Aus diesem Geld wurde auch ein Fonds gegründet, der unbemittelte Juden mit Fluchtgeld versorgte.

Die Abreise der österreichischen Juden war hektisch und überstürzt. Auch wenn sie ökonomisch Fuß fassen konnten, überwog für manche das Fremdheitsgefühl und die Sehnsucht nach der vertrauten Sprache und Kultur. Außerdem setzten die Emigranten während der Kriegsjahre übertriebene Hoffnungen in einen österreichischen Widerstand und einen wirklichen Neubeginn nach der Zerschlagung des Nazi-Regimes.

Umso schwerer konnten sich diejenigen, die sich tatsächlich zu einer Rückkehr nach Österreich entschlossen, in der veränderten österreichischen Gesellschaft zu rechtfinden. Sie fanden auch kaum Kontakt zu den osteuropäischen Juden in Wien, wobei die alten Vorurteile gegenüber Ostjuden eine Rolle gespielt haben mögen.

<sup>1</sup> Wilder-Okladek, S. 38

Bedeutsamer waren jedoch die andersartigen Erfahrungen während der Nazizeit und die grundlegend andere Beziehung zu Wien. Der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Paul Grosz meint, die Wiener Judenschaft der ersten Generation gliederte sich auch heute noch in *Landsmannschaften*. Gesellschaftlicher Kontakt wird mit Leuten gleicher Sprache und gleicher Herkunftsländer gepflegt. Die osteuropäischen Juden, die nach 1945 die Mehrheit der Wiener Gemeinde bildeten, hatten ihre traumatischen Erfahrungen nicht hier vor Ort gemacht, sondern mit ukrainischen und rumänischen Faschisten, ungarischen Pfeilkreuzlern und deutschsprechenden Nazis. Sie hatten keine Vorkriegserfahrungen mit dem österreichischen Antisemitismus und dem Verhalten der Bevölkerung nach dem Anschluß. Sie brachten im Gegenteil ein romantisch verklärtes Bild von der Kaiserstadt mit, die für sie auch nach dem Zerfall der Monarchie Anziehungspunkt geblieben war. Deutsche Sprache und Kultur hatte für die Juden Galiziens und der Bukowina schon vor der nazistischen Machtergreifung eine besondere Bedeutung. Freilich eine ganz andere, übertrieben positive. Manès Sperber erinnert sich, daß in seiner Kindheit das Bild Wiens umso heller strahlte, je weiter das jeweilige Stetl von der Kaiserstadt entfernt war. Isaac Deutscher berichtet, daß sein Vater von der kulturellen, kosmopolitischen Welt, die »westlich von Auschwitz« beginne, erzählte. Noch im Angesicht des Entsetzens hielten die Juden an ihrer großen Liebe zur deutschen Sprache fest. Schon auf der Flucht, schleppten sie noch deutsche Literatur mit, hielten sich fest an ihr. »Diese Bücher haben mir das Leben gerettet«, sagt der 1938 aus Wien geflüchtete Historiker Walter Grab, »ohne sie hätte ich den Glauben an ein anderes Deutsch-

land verloren.<sup>1</sup> Um ihn sich zu erhalten, blieb er auch nach 1945 in Tel-Aviv. Im rumänischen Arbeitslager schrieb Paul Celan deutsche Gedichte, und während in Europa schon längst nicht allein Bücher brannten, trafen sich in Palästina Arnold Zweig, Walter Grab und viele andere im »Kreis für Fortschrittliche Kunst«, um deutsche Literatur zu pflegen.

Anders als in der Bundesrepublik spüren die osteuropäischen Juden, die nach dem Krieg in Wien blieben, noch heute eine enge Verbundenheit mit dem Kulturraum des *Hauses Österreich*. Es scheint auch kein Zufall zu sein, daß für die Juden, die nach der Befreiung in Wien blieben, gerade Orte zu beliebten Treffpunkten wurden, die ihrem Bild der ehemaligen Monarchie entsprachen, wie die Meierei im Stadtpark, der Cobenzl und der Semmering. Schönbrunnergelbe Architektur bildete die Kulisse, vor der man sich mit einer zusammengefügten Verwandtschaftsgruppe von Menschen mit ähnlicher Vorkriegserfahrung und ähnlichem Schicksal während der Nazi-Herrschaft traf. Ein Relikt der von Friedrich Torberg beschriebenen jüdischen Kaffeekultur war das Café Babenberghof, nicht allein was den Besitzer, die Bridgedame und die kartenspielenden Gäste betrifft, sondern auch die Küche, die selbstverständlich Pirogen und Rindskamm mit Cholent produzierte.

Der Aufenthalt in Wien wurde als vorläufig empfunden. Man entschied sich nicht dafür, hierzubleiben, sondern schob die Abreise hinaus. Von Zeit zu Zeit versprach man sich selbst und Freunden, bald wegzugehen. Kein Zweifel, daß man das ernst meinte und noch immer ernst meint, wenn man es heute sagt. So leben die mei-

<sup>1</sup> Interview R. B. mit Prof. Dr. Walter Grab; Tel-Aviv 2. 5. 1982

sten Juden seit vierzig Jahren in einem provisorischen Zustand, auch wenn sich das äußere Leben durch Familie, Arbeit und Besitz hier manifestiert. Eine innere Entscheidung dafür, ein klares Ja zum Hierbleiben gab es nicht.

Dies unterscheidet sie von früheren Zuwanderern aus der Monarchie und dies unterscheidet auch die Identität ihrer Kinder von der jüdischer Einwanderer um die Jahrhundertwende und nach dem Ersten Weltkrieg. Gerade dieser Unterschied aber – die Erfahrung während der NS-Zeit und die Unmöglichkeit einer *Normalität* danach – muß soweit wie möglich von Österreich weggedrängt und umgelenkt werden auf *die Deutschen* oder *die antisemitischen Polen*. Das gelingt den osteuropäischen Juden in Wien besser als den in Wien geborenen. Es ist leichter, Fremder in einer fremden Stadt zu sein, als sich in einer vertrauten Umgebung plötzlich fremd zu fühlen. Ungarn und Rumänen haben keine Beziehung zu Österreich, abgesehen von einer romantisch-verklärten, und keine Beziehung zur Geschichte der Wiener jüdischen Gemeinde vor 1938. Sie waren daran interessiert, für sich selbst eine Existenz aufzubauen und hatten kein Bedürfnis, lautstark ihren Patriotismus und ihren Willen, am Wiederaufbau teilzunehmen, zu bekunden.

Diese Rolle überließen sie den zurückgekehrten Wiener Juden, die es als ihre Aufgabe betrachteten, die Gemeinde nach außen so zu präsentieren, als wäre sie nicht allein rechtlich ein Rest oder eine Fortsetzung der von den Nazis aufgelösten Gemeinde, sondern auch von ihrer Zusammensetzung her durch und durch österreichisch. Ein osteuropäischer Jude als Präsident dieser Gemeinde war bisher undenkbar. Die Hauptqualifikation für dieses Amt scheint gutes Deutsch zu sein (Wienerisch

erlaubt). So versucht man antisemitischen Klischees zu-  
vorzukommen. Auch wohlmeinende Nichtjuden, die  
Antisemitismus mit Fremdenhaß gleichsetzen, ver-  
suchen sich in Aufklärung der Bevölkerung, indem sie  
die Juden so präsentieren, als wären sie in ihrer Mehrheit  
seit Generationen hier verwurzelt.

Verbindend und identitätsstiftend war und ist für  
diese Gemeinde die Identifikation mit Israel. Was sie an  
eigener Kultur nicht zu bieten hatte oder vergessen  
wollte, wurde durch kritiklose Bewunderung der Errun-  
genschaften dieser *neuen Juden* ersetzt. An die Stelle ost-  
jüdischer und Wiener jüdischer Kultur und Geschichte  
traten israelische Volkstänze und Filmberichte über die  
Einweihung von Bewässerungsanlagen. Hinter der be-  
sonders dick aufgetragenen zionistischen Begeisterung  
stand gerade in Deutschland und in Österreich das Be-  
dürfnis der Überlebenden nach einem neuen Selbstbild,  
das dem Bild des *Stürmerjuden* widersprechen sollte.  
Und nach einer »Plombe« (Dan Diner), die sich über die  
Erinnerung an die Schrecken der Vergangenheit legen  
sollte.

Nicht nur individuell gab die Gründung eines jüdi-  
schen Staates den Überlebenden neuen Lebensmut,  
auch für die jüdischen Kollektive war die Entwicklung  
dieses Staates das einzig Lebendige – fern von einem  
Europa der Toten. Der Amtsdirektor der Israelitischen  
Kultusgemeinde, Absalom Hodik, meint auch, daß die  
Gewißheit der Existenz eines eigenen Staates paradoxer-  
weise das Leben der Juden in Wien erleichtert und die  
Führung einer lebendigen Kultusgemeinde wünschens-  
wert gemacht habe.

Die Sorge um Israel und die Anteilnahme an seiner  
Politik dienten als Ersatz für direktes, konkretes Engage-

ment. Man diskutierte israelische Politik und hielt sich  
aus der österreichischen heraus. Von einer Politik der  
Israelitischen Kultusgemeinde, die in einem demokrati-  
schen Meinungsbildungsprozeß die Interessen ihrer  
Mitglieder erforschen und vertreten würde, kann nicht  
gesprochen werden. Seit den fünfziger Jahren wurden die  
jüdischen Vertreter zunehmend zu Vasallen der jeweili-  
gen politischen Partei, der sie angehörten. Sie sahen ihre  
Aufgabe weniger darin, jüdische Interessen beispiels-  
weise bei den Sozialisten zu vertreten, als sozialistische  
bei den Juden. In öffentlichen Stellungnahmen be-  
schränkten sie sich auf ritualisierte Ermahnungen gegen  
Antisemitismus und Neonazismus.

Die Gemeindevertreter versuchen Kritik an ihrem hilf-  
losen und daher nur zu oft würdelosen Verhalten mit  
dem Hinweis auf den unpolitischen, auf den Kultus be-  
grenzten Charakter der Organisation zurückzuweisen.  
Eine so enge Eigendefinition stimmte jedoch nie mit der  
realen Funktion der Kultusgemeinde überein. Sie wird  
nun einmal von allen Seiten als Vertretung der Wiener  
Juden betrachtet. Da bekanntlich zwei Juden mindestens  
drei Meinungen haben, ist das eine schwierige Rolle. Wie  
sehr sich diese Gemeinde jedoch von der Gemeinde  
Wien, die ihr Grundstück um Grundstück zu »Freund-  
schaftspreisen« abnahm, übervorteilen ließ, widerlegt  
wieder einmal das Vorurteil von der Geschäftstüchtig-  
keit der Juden, die sich in Wirklichkeit für ein bißchen  
Ehre und einige vage Versprechungen gerne um den Fin-  
ger wickeln lassen.

Als eine zweite und dritte Generation heranwuchs,  
setzte zu Beginn der achtziger Jahre die Beschäftigung  
mit der lokalen Geschichte und den osteuropäischen  
Traditionen ein, die sich vorerst in der großen Ausstel-

lung *Versunkene Welt*, wie schon der Titel besagt, auf sehr harmonisierende Weise niederschlug. Erst der kollektive Schock, den der seit der Waldheim-Affäre wiederbelebte politische Antisemitismus auslöste, brachte die Gemeindevvertretung – zumindest vorübergehend – in eine distanziertere Haltung zu österreichischen Politikern und Parteien und zu klareren Stellungnahmen. Bewußtsein über die Problematik jüdischen Lebens in Österreich beginnt in Teilen der jüdischen Bevölkerung zu entstehen. Im Umgang mit dem Dilemma, dazuzugehören und sich fremd zu fühlen, machen sich zwei Tendenzen bemerkbar: Die Bestrebungen, eine gewisse Kontinuität herzustellen, sei es durch die Renovierung 1938 zerstörter Synagogen und kulturelle Aktivitäten, von denen sich die Veranstalter aufklärenden Effekt erhoffen. Oder den Bruch, der 1938 und in den folgenden Jahren herbeigeführt wurde, sichtbar und als solchen zum Thema zu machen.

## ILLUSIONEN UND KOMPROMISSE

Je weniger wir frei sind zu entscheiden,  
wer wir sind oder wie wir leben wollen,  
desto mehr versuchen wir,  
eine Fassade zu errichten,  
die Tatsachen zu verbergen  
und in Rollen zu schlüpfen.  
Hannah Arendt

JÜDISCHE Existenz in Österreich nach 1945 ist mit einer Fülle von Identitätsproblemen verbunden. Sie ist ein wackeliges Kartenhaus, das aus schmerzlichen Erfahrungen und hoffnungsvollen Phantasiebildern geformt ist. Während die Erfahrungen *passieren*, erfordert die Gestaltung der Phantasiebilder, die Kränkungen verdrängen oder zumindest relativieren müssen, großen Energieaufwand. Die Juden wurden Meister im Vergessen der Demütigungen, die ihnen seit der sogenannten Stunde Null im befreiten Österreich widerfahren. Dabei geht es nicht um die antisemitischen Ausfälle einzelner Personen oder Gruppen wie jener des Hochschulprofessors Borodajkewycz, die *Judenserie* Viktor Reimanns in der *Kronen Zeitung*, den Drohbrief des ÖVP-Politikers Carl Hödl an den Präsidenten des *World Jewish Congress* Edgar Bronfman oder die Aussage des ÖVP-Spitzenpolitikers Michael Graff, Waldheim würde erst dann Probleme haben, wenn ihm nachgewiesen würde, daß er eigenhändig sechs Juden erwürgt hätte. Antisemiten und alte und junge Nazis gibt es in fast allen Ländern. Der springende Punkt ist das Verhalten der Mehrheit gegenüber solchen Personen.

In Österreich werden Aussprüche dieser Art nicht ernst genommen, der sie getätigt hat, wird als dumm bezeichnet und damit entschuldigt. Solange es geht, d.h. solange keine *Einmischung des Auslands* erfolgt, werden antisemitische Äußerungen von der Mehrheit ignoriert. Die Antisemiten entschuldigen sich selbst, in dem sie beteuern, keine Antisemiten zu sein. Kränkend sind weniger die Antisemiten als das Ausbleiben lautstarken Protests, der solche Leute zwingen würde, berufliche Konsequenzen aus ihrem Verhalten zu ziehen. Doch die Mehrheit der Österreicher ist entweder selbst antisemitisch oder dumpf und gefühllos. Da wird ganz selbstverständlich ein gemeinsamer Kranz für die tapferen Soldaten und die *Opfer des Faschismus* am Nationalfeiertag 1988 niedergelegt; ganz selbstverständlich wird am gleichen Tag derversöhnliche Film »Der Engel mit der Posaune« ausgestrahlt, in dem Paula Wessely eine Jüdin spielen darf, obwohl sie fünf Jahre zuvor in dem Film »Heimkehr« als Volksdeutsche Blut und Boden besungen hatte und nicht bei Juden kaufte. Wen kümmern die Gefühle der Überlebenden schon, wenn mitten in der Stadt ein »Denkmal gegen Krieg und Faschismus« aufgestellt wird, das einen bodenreibenden Juden darstellt, dessen Anblick wahrscheinlich den Juden allein jedesmal einen Stich versetzt, wenn sie daran vorübergehen. Wen kümmern die Gefühle ehemaliger Insassen eines Konzentrationslagers, wenn in Mauthausen deutsch sprechende Soldaten vereidigt werden?

Im allgemeinen Schweigen und der proporzmäßigen Aufteilung der Geschichtsschreibung in eine *schwarze* und eine *rote* Version hat eine Diskussion über Auschwitz keinen Raum und wird eine jüdische Perspektive nicht anerkannt.

In einer solchen Atmosphäre befindet sich jüdische Identität in einer ständigen Wellenbewegung von Desillusionierung und Aufbau neuer Illusionen und auf der manischen Suche nach *Positivem* – wobei in-Ruhe-gelassen werden bereits als positiv gewertet wird. Die Wiener Juden setzen alles daran, die Ruhe durch Unauffälligkeit und Schweigen zu *heiklen Themen* – und jedes Thema, das mit Juden zu tun hat, kann heikel werden – zu erhalten.

Sie mythisieren ihre eigene Geschichte, klammern sich an die großen Musiker und Dichter, die das jüdische Wien hervorgebracht hat, und vergessen die Schattenseiten von Emanzipation und Assimilation. Sie phantasierren sich zurück in das geschönte Vorgestern, ohne sich klarzumachen, daß es das Vorgestern war, das zum Gestern der nationalsozialistischen Verfolgung führte.

Kaum fühlten sich die Überlebenden als angesehene Bürger, vergaßen sie, daß sie auch nach dem *Zusammenbruch* des NS-Reichs keiner hier wollte. Sie schämten sich ihrer Vitalität, die ihnen half, aus dem Nichts eine neue Existenz aufzubauen. Ihre Ideen, ihre Tüchtigkeit und ihre Klugheit scheinen ihnen weniger wertvoll als Biederkeit und Bürgersinn. Sie scheinen ihnen jüdisch, und wer will schon jüdisch sein? So kommt es zu der paradoxen Situation, daß die Wiener Juden sich nach Auschwitz zwar zu ihrem Judentum bekennen, wie eh und je jedoch alles, was sie als jüdisch an sich zu erkennen meinen, schamhaft verbergen wollen. Mit Ausnahme einiger akzeptierter Charakteristika, wozu angeblich die besondere Fähigkeit gehört, Menschen zu heilen und Witze zu erzählen.

Die 1986 einsetzende antisemitische Welle lief ebenso die Erinnerung an nazistische und antisemitische Skandale der vergangenen vierzig Jahre hervor wie an persön-



liche Kränkungen, zu denen die meisten Juden geschwiegen hatten. Die Frage nach jüdischer Existenz in Österreich stellt sich neu.

Das führt teilweise zu Isolation, zu »einer seltsamen inneren ›Verformung‹, fast wie Kafkas ›Käfermensch‹«, schreibt ein Mitglied der jüdischen Gemeinde.<sup>1</sup> Er könne mit nichtjüdischen Freunden nur noch mühsam reden, und »die seltenen tieferlotenden Gespräche führen dann zu Alpträumen und Schlaflosigkeit«. Vor allem die antisemitischen Erlebnisse seines Enkelkindes führten bei ihm zu der Überlegung, auszuwandern, »obwohl nun schon alt und nach Wesen und Prägung immer ›sehr österreichisch‹ gewesen«.<sup>2</sup>

Die für das eigene Leben getroffenen Optionen mit allen Kompromissen, die man eingehen mußte, um hier leben zu können, wurden nun als Illusion erkannt. Jahrelang hatte man versucht, »einen möglichst dichten Schleier über die Erinnerung zu breiten«. Man hatte so getan – und das fiel wegen der Schuldverleugnung der Österreicher leichter als in Deutschland – »als wäre in diesem Land nie etwas vorgefallen«, bemerkt der Kabarettist Gerhard Bronner: »Ich trage ein halbes Jahrhundert lang Erinnerungen mit mir herum, die ich glaubte, vergessen zu müssen, um in diesem Land existieren zu können.« Er kommt zu dem Schluß: »Es hat sich nichts geändert seit 1938. Auch die Opferwürden das gerne vergessen – doch man läßt sie nicht.«<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Florian Kalbeck, Auswandern?, in: Die Gemeinde, Nr. 356/357, 11. 9. 87, S. 14

<sup>2</sup> Kalbeck, S. 14

<sup>3</sup> Gerhard Bronner, Auch die Opfer würden gerne vergessen, in: Das jüdische Echo, Oktober 1987, S. 153

<sup>4</sup> Bronner, S. 155

Um in Wien zu leben, mußten sich die Juden auf Bedingungen einlassen, die heißen: Verdrängen der eigenen Geschichte. Die Rechnung als abgeschlossen betrachten. Bei Null anfangen. So tun, als wäre das möglich.

Die Bedenken, die Friedrich Torberg 1946 in der amerikanischen Emigration über eine Rückkehr nach Österreich äußerte, haben ihre Aktualität nicht verloren. Er beschrieb sie in einem Brief an seinen Freund Hans Weigel, der als Jude aus Wien vertrieben worden war, bei Kriegsende jedoch sofort und zu Fuß zurückeilte, um sich mit großem Erfolg sowohl als Antisemitismus-Verleugner wie als österreichisch-jüdischer Antisemit zu betätigen.

Torberg meint, zuerst einmal sei es schwer für ihn, die Rechnung mit den Österreichern für abgeschlossen zu erklären. Und angenommen, er wäre dazu bereit, so würde der Partner des für ihn ohnehin schon verlustreichen Abschlusses nicht etwa dafür danken, sondern ihn weiter beleidigen und sich auf den Standpunkt stellen, es liege an ihm, zu bestimmen, wann man quitt sei: »Oder er sagt: ›Ja, gut, wir sind quitt – aber Sie sind natürlich nicht als Jud zurückgekommen, sondern als Österreicher!‹ Kurzum: er stellt Bedingungen. Er stellt Bedingungen! (Jüdein unerwünscht). Und wenn ich sie nicht erfüllen will, so wird er mir sehr deutlich zu verstehen geben, daß er mich ja schließlich nicht gerufen hat. Ich finde aber – und hoffentlich muß ich mich da gegen keinerlei wörtliches Mißverständnis sichern – ich finde aber: er hat mich zu rufen. Wenn er das nämlich nicht tut, so gibt er damit meinem seinerzeit erzwungenen Abgang (der doch angeblich ihm genauso aufgezwungen wurde wie mir) seine nachträgliche Billigung, und von

ihm aus kann ich also ruhig bleiben, wo ich bin. Wenn ich von mir aus trotzdem zurückkommen will, so ist das eben meine Sache, und er empfindet es bereits als eine Konzession, wenn er mich nicht daran hindert. Und das ist nun ganz und gar nicht das, was ich mir unter einer abgeschlossenen Rechnung vorstelle.«<sup>1</sup>

Den klaren Blick konnte man sich nur erhalten, solange man auf Distanz blieb. Wer zurückkehrte, baute sich ein mehr oder weniger festes Gebäude aus Illusionen. Je enger der berufliche Kontakt zur nicht-jüdischen Umwelt, je notwendiger für die Karriere, desto größer die Illusionen und Kompromisse.

Torberg kam zurück, nahm nach kurzer Zeit eine wichtige Position im Kulturbetrieb ein und fand ironischen Gefallen an seiner Rolle als »Jud vom Dienst«, wie er sich in einem Brief an Paul Celan bezeichnete. Celan, der nach kurzer und schmerzhafter Nachkriegserfahrung in Wien nach Paris ging, kündigte 1964 seinen Austritt aus dem österreichischen PEN-Club an. Grund dafür waren die unversprochenen antisemitischen Äußerungen eines anderen Mitglieds, der Dichterin Paula Ludwig. Sehr österreichisch befaßte man sich nun im PEN-Vorstand nicht etwa inhaltlich mit ihren Äußerungen, sondern versuchte, Celan umzustimmen, wozu sich natürlich keiner besser eignete als ein anderer Jude. Von Jude sollte Celan zum Verbleib im PEN überreden. Er versuchte es, indem er Paula Ludwig als nicht ernst zu nehmende alte Hysterikerin bezeichnete und meinte, es gäbe

<sup>1</sup> Friedrich Torberg, In diesem Sinne ..., Briefe an Freunde und Zeitgenossen; München-Wien 1981, S. 412

Wichtigeres als diese Angelegenheit. Celan antwortete, er bleibe bei seinem Entschluß, denn »die Äußerungen Frau Ludwigs sind eindeutig antisemitisch, und daß in solchen Fällen ein Alibi voraus-, mit- oder nachgeliefert zu werden pflegt, wissen Sie selber besser als ich. Es gibt Dinge, denen man Rechnung tragen muß, nicht nur als Jude«.<sup>1</sup>

Trotz mancher Skepsis vor seiner Rückkehr bleibt Torberg nichts anderes übrig, als auf die Bedingungen einzusteigen, die »er« stellt und den alltäglichen Antisemitismus herunterzuspielen. »Es gibt Wichtigeres.« Das gelingt zum Teil durch die Kultivierung eines gewissen Überlegenheitsgefühls, das die Österreicher als dümmliche Mitläufer abqualifiziert, als *Herrn Karl* schlechthin, oder eben als alte Hysterikerinnen. Man redet sich ein, daß sie eigentlich zu dumm sind, um wirklich böse zu sein. Die allgemeine Unterscheidung in böse Deutsche und gemütliche Österreicher machten sich die Juden selbst zu eigen, um ihre Existenz hiezulande zu legitimieren.<sup>2</sup> Die Fähigkeit, diese zu ertragen, geben ihnen ihre Phantasiebilder von Österreich.

Für Torberg ist es das rückprojizierte Wunschbild einer jüdisch-österreichischen Symbiose, die Verklärung und Generalisierung eines Zustandes, der nur ein Menschenalter dauerte (von 1867-1938, jener Zeitraum, in dem Juden vor dem Gesetz gleichberechtigte Bürger waren). Rückblickend werden beide Teile dieser »Symbiose« zu gleichberechtigten Partnern idealisiert, die in beispielhafter Zusammenarbeit Psychoanalyse und Mo-

<sup>1</sup> Torberg, S. 81

<sup>2</sup> S. z. B. Hans Thalberg, Von der Kunst, Österreicher zu sein; Wien-Köln-Graz 1984

derne Musik in die Welt setzten. Vergessen wird dabei, daß die Juden trotz der kleimlichen Haltung der Wiener Umgebung – und gegen sie – ihre Werke vollbrachten. »Wien hat kein Recht auf einen Anteil an Freuds Ruhm«, schreibt Marthe Robert, »denn während der 78 Jahre, die er dort verbracht hat, hat es nur Unannehmlichkeiten und verächtliche Abweisung für ihn übrig, und als es ihn nicht mehr lächerlich machen konnte, zeigte es ihm eine verächtliche Gleichgültigkeit.«<sup>1</sup> Vergessen wird, daß es ein *einseitiger Dialog* war, den die Juden führten. Sie versuchten sich auf jede nur erdenkliche Weise verständlich zu machen. Aber wer antwortete ihnen außer den Antisemiten? Was Gershom Scholem über die deutsch-jüdische Symbiose sagte, gilt auch für Österreich. Er bezeichnete sie als Mythos, denn »zu einem Gespräch gehören zwei, die aufeinander hören, die bereit sind, den anderen in dem, was er ist und darstellt, wahrzunehmen und ihm zu erwidern.«<sup>2</sup>

Die Sehnsucht nach einer Symbiose hat große Werke hervorgebracht um den Preis der Abspaltung der realen Ergebnisse von einem Wunschbild, das intakt bleiben sollte. Widersprüchliche Gefühle müssen nebeneinander existieren, weil ihre Zusammenfügung das Kartenhaus einstürzen lassen würde. Die kränkenden Erlebnisse müssen immer wieder weggeschoben werden, Indizien, die das Wunschbild stärken, müssen dann groß herausgestellt werden. Zum Beispiel sieht der derzeitige Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in einigen anteilnehmenden Briefen, die er während der antisemi-

<sup>1</sup> Marthe Robert, *Die Revolution der Psychoanalyse*; Frankfurt 1986, S. 31

<sup>2</sup> Gershom Scholem, *Vom Mythos deutsch-jüdischer Symbiose*; in: *Judaica*, Bd. 2, S. 7

tischen Schlammschlacht seit 1986 erhielt, Zeichen einer Veränderung.<sup>1</sup> Simon Wiesenthal spricht seit Jahrzehnten von seinem Glauben an die Jugend. Man fragt sich, was mit der Jugend geschah, in die er vor zwanzig oder vor zehn Jahren große Hoffnungen gesetzt hat. Wie jung muß man sein, um kein Antisemit zu sein?

Die kränkenden Ergebnisse abspalten heißt, sie als Privatsache betrachten, sie nicht zum Thema machen. Indem man jiddische Musik spielt und jüdische Witze erzählt, läßt sich der Konsens des Schweigens aufrecht erhalten, und man kann sich in der Illusion wiegen, die Leute hätten nichts gegen Juden. Den meisten Juden ist es unbegreiflich, daß sich auch glühende Antisemiten bei Karl Farkas im Kabarett Simpl amüsierten. Sie halten das bereits für einen Dialog und merken nicht, daß sie auf die Bedingungen eingehen, die lauten: schweigen über die traumatischen Erlebnisse in der Nazizeit, verdrängen der demütigenden Erfahrungen der Nachkriegszeit, herunterspielen, nicht-ernstnehmen des alltäglichen Antisemitismus der Gegenwart.

<sup>1</sup> Interview R. B. mit Paul Grosz; Wien 12. 8. 1987